

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 232.

Montag, den 5. Oktober

1925.

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Grube-Vörcher.

Die Formlosigkeit Señor Benitos paßte nicht ganz in diesen Schönheitstraum; er erschien in dem gleichen grauen Anzug, in dem er am Nachmittag das Stiergefecht besucht hatte.

Dafür aber war seine Gattin desto mehr bemüht, durch kostbare Gewandung nach neuestem Schnitt und einen wahren Aushang von Juwelen die Millionen zu verraten — die ihr Gatte sich als Stierzüchter erworben hatte. Sie schleppte sich in ihrer frühzeitigen fatten Fülle auf weißen tiefausgeschnittenen Wildlederschuhen mit geradezu lächerlich hohen Stöckelabsätzen in den kleinen verandaähnlichen Saal, in dem das Bankett stattfinden sollte. Und obgleich ihre Formen in einem einfarbigen, dunklen Stoff viel günstiger gewirkt hätten, unterwarf sie sich doch kflavisch der neuesten Mode.

Die Gattin des Hotelbesizers Torre aber war klug genug gewesen, in einem dunkelbraunen Seidenkleide zu erscheinen, über das eine besonders kostbare, weiße Seidenmantilla als wirksamster Schmutz herabfiel. Beide Damen begrüßten einander, obwohl sie sich heute bestimmt zum etwa sechsten Male am Tage begegneten, mit umständlichen und laut knallenden Küßen auf beide Wangen. Auch Señor Sanchez begrüßte durch herzliche Umarmung und einem großen Schwall von Liebenswürdigkeiten seine Freunde, Torre und Benito. Osterrode und Heilwiga standen zwischen all der fremden Konvenienz lächelnd, sich verneigend, aber — immer als Fremde.

Als man zu Tische ging, sagte Osterrode halblaut zu Heilwiga: „Ich habe mir erlaubt, unsere Plätze nebeneinander beden zu lassen, gnädige Frau. Hoffentlich entspricht das Ihrem Wunsche?“

Sie dankte ihm mit einem Blicke. In ihm aber stieg ein warmes, fast behagliches Gefühl auf. Da sowohl Señor Sanchez wie Perez das Deutsche gut beherrschten, erforderte es der Takt, in ihrer Unterhaltung, wenn sie sich zu zweit und auf deutsch unterhielten, etwas vorsichtig zu sein. Aber es gab ja so unendliche, viele anscheinend neutrale Themen, über die man sprechen konnte!

Er äußerte seine Freude, daß Sanchez' anscheinend die Ansicht hatten, sich noch länger in Sevilla aufzuhalten. Dabei böte sich auch ihm Gelegenheit, Heilwiga Hofiers zu sehen. Ob Señor Sanchez nun seine Häuslichkeit in Barcelona für längere Zeit schließen werde?

Heilwiga nahm das Schälchen Oliven von ihm entgegen, das man jetzt mit kunstvoll geschnittenen Radiesen als Eingang bot. „Ich weiß nicht, wie seine Pläne sind. Im Sommer gehen Sanchez' gewöhnlich in ihr Landhaus, das in einem hohen Orte in den Pyrenäen liegt — zum Schutze gegen die Sommerglut. Aber bis dahin —? Jetzt ist Ostern —.“ Sie senkte die Stimme und meinte: „Ich halte es für möglich, daß der heutige Tag vielleicht entscheidend für Perez, für Vater und Tochter sein wird.“

Osterrode sah unauffällig zu Perez hinüber, die zwischen Vater und Don Manuel saß. Sie strahlte, sie

lächelte, scherzte, und man fühlte, daß das alles ein Ausfluß eines inneren Hochgestimmtheits sei.

„Wie finden Sie die beiden? Perez und Don Manuel? Scheinen sie nicht äußerlich wie füreinander bestimmt? Ich glaube, sie werden ein Paar werden!“

Osterrode wiegte sehr leise den Kopf und beschäftigte sich scheinbar damit, das zierliche, duftige Weißbrötchen neben seinem Plaze zu zerbrechen: „Eine Dame aus so reichem und gutem Hause — und — ein Torero —! — Halten Sie das für möglich, gnädige Frau?“

„Wenn sie es sich in den Kopf setzt —? Ich weiß am besten, wie völlig dieser Mann sie zu beherrschen scheint! Schon damals, als sie ihn, vom Balkon aus, als Dragoner bei der Vereidigung vorbeireiten sah. Schon damals fiel er ihr durch seine Schönheit und seinen Schneid auf! Und heute erst —! Sie war bis jetzt gesellschaftlich vollkommen eine Puppe!“ Sie machte alles mit, weil es eben mitgemacht sein mußte. Aber sie war ohne innere Anteilnahme. Man kann es nicht einmal Blasfirtheit nennen! Bewahre! Das alles interessierte sie eben gar nicht. Die Höflichkeiten und die sichtliche Bewerbung eines jungen Offiziers ließ sie kalt. Ja, das ist vielleicht das richtigste Wort: Alles ließ sie unberührt! Es ist ja vollkommen falsch, wie man sich in Deutschland gewöhnlich „die Spanierin“ vorstellt! Eine Spanierin ist im Durchschnitt nicht temperamentvoll. Sie ist im Gegenteil kühl abwartend. Passiv. Stolz und unnahbar. Sie ist schön, aber meist eine kalte Schönheit.“ „Und dieser junge Torero?“

„Die Bekanntschaft mit diesem Manne hat wie ein Blich in sie eingeschlagen! Ich kenne Perez zu gut, und ich bin bereits zu sehr ihre Vertraute, um das nicht zu fühlen. Sehen Sie, heute glüht und lacht und brennt sie —“

„Aber Señor Sanchez —? Wie würde er sich wohl zu der Möglichkeit stellen, einen — Torero als Schwiegerohn zu bekommen —?“

Sie zuckte unmerklich die Achseln. „In Spanien ist ja der Begriff des Torero ein völlig anderer als in Deutschland. Kein Deutscher kann völlig die Stellung begreifen, die ein Stierkämpfer in seiner Heimat einnimmt! Man muß ja überhaupt den Begriff des Stierkämpfers aus dem Lande und aus seiner ganzen Beschaffenheit heraus verstehen lernen. Wie oft hört man, daß die Spanier im Grunde noch halbe Afrikaner seien! Einige sehr berühmte und angesehene spanische Gelehrte streiten sich um die beiden Hauptfragen: Soll Spanien sich mehr afrikanisieren und damit vom übrigen Europa lösen. Oder soll Spanien — sich europäisieren?“

Er sann einen Augenblick: „Je mehr man Spanien kennen lernt, desto schwieriger erscheint einem selbst die Antwort. Aber eben die Tatsache ist unumstößlich, daß die Spanier halbe Afrikaner sind und ihnen deswegen das Stiergefecht das beliebteste Nationalvergnügen ist. Und dann die Beschaffenheit des Landes überhaupt! Man vergißt immer in Deutschland, daß Spanien ein

Spanien, von den Pyrenäen herab bis nach Andalusien zu, anders als ein graues, unfäglich ödes Felsenland, das in gelbbraunem Gestein unter der Sonnenglut brütet?"

Sie meinte lächelnd: „Es ist klar, daß bei unseren Wiesen und sanften Bergen und grünen Abhängen, unserer Laubwäldern, unserer Vorliebe für Romantik und Sentimentalität — für Bierabende — und Tabakzirkel kein Verständnis und kein Bedürfnis und keine Vorliebe — für Stiergefächte aufkommen kann. Deswegen muß man wohl die Stierkämpfe nicht vom deutschen Begriff aus beurteilen, sondern sich zu den Spaniern einstellen.“

„Und deswegen halte ich es wohl für möglich, daß Señor Sanchez kein Beto einlegen würde — wenn —“

„Ja, wenn —“ Heilwiga sprach sehr leise und mit geenteten Augen, um nicht die anderen merken zu lassen. um was sich ihr Gespräch drehe.

„Vorläufig ist es ja nur Vermutung. Vorläufig wissen wir ja noch so gut wie nichts über das Privatleben oder die Privatverhältnisse dieses jungen Toreros. Aber schließlich — würde es nicht ein junges Mädchen reizen, die Gattin eines gefeierten Mannes zu werden, den sie auf den Schultern aus der Arena tragen? Dessen Bild bald alle Zeitungen in Spanien schmücken wird? Dessen Namen bald jedes heranwachsende Kind in Spanien wissen wird!“ —

„Aber — ob der Unterschied seiner Herkunft sich vielleicht nicht doch auswirken wird. Die heutigen Toreros sind meistens aus der Hefe des Volkes!“

„Ich weiß es nicht. Weiß ja, wie gesagt, überhaupt noch nicht das geringste über ihn persönlich.“

Dann schwiegen sie beide und suchten nach einem anderen Gesprächsstoff.

Bei den übrigen Gästen war die Unterhaltung inzwischen auf das lebhafteste angeschwollen. Señor Benito hatte mit Begeisterung den jungen Torero begrüßt und ihn auf beide Wangen geküßt. Ja, das war doch ein Kerl! Gegen den hatten vorhin seine Stiere vornehm und sachgemäß kämpfen können! Don Manuel hatte seinen edlen, mit so viel Sorgfalt und Liebe aufgezüchteten Stieren doch in eleganter Weise den Todesstoß verleiht!

Señor Benito, der seine kleinen, halbgeöffneten Muscheln im spanischen, fett gekochten Reis gerade auseinander nahm, zerdrückte sie in einer rußwallenden Wut wie ein Berserker zwischen seinen groben, starken, fleischigen Fingern —

„Aber dieser Kalanza — wie hatte er sich blamiert! Und was waren dessen Degenstöße heute für eine Schlachtereier gewesen!“

Seine Gattin aber warf, da sie den Zähorn ihres Mannes kannte, mit geschickter Diplomatie jetzt die Frage dazwischen, ob Don Manuel sich nicht vielleicht die Frage überlegen wolle, in der Hauptsache mit den Stieren aus den Züchtereien ihres Gatten kämpfen zu wollen?

Don Manuel sah sie aufmerksam und nachdenklich an. Sein Beruf war sein Lebensinhalt. Seine Zukunft. Es war keine Faser in ihm, die nicht in allem und jedem mit dem Stierkampfe zusammenhing. Das spanische Publikum war sehr routiniert, sehr abwägend, sehr erfahren! Wenn er sehr gute Stiere als Gegner vor sich hatte, konnte seine eigene Kunst um so mehr glänzen. Schon mehrmals hatte ihn auf nordspanischen Arenas die Schlappheit eines Stieres geärgert und fast um seine Lorbeeren gebracht.

Deswegen griff er jetzt den Vorschlag auf. Gewiß könne er sich diese Sache überlegen, falls Señor Benito der gleichen Ansicht sei —? Er selbst würde dann, wenn man ihn zu auswärtigen Gastspielen einlud, sein Kommen von der Bedingung abhängig machen, daß man Stiere von den Züchtereien des Señors Benito kommen ließe. Das ging um so leichter, als ja die Zucht des Señors Benito schon jetzt in Frankreich in gutem Ansehen stand. Die Viehzucht lag sonst im ganzen übrigen Spanien sehr im argen. Wo waren inmitten der langen, weiten, hohen Felsmassen Weiden

stübe der größeren Städte!

So konzentrierte sich die Viehzucht Spaniens fast einzig auf die geeigneten Weidestrecken von Andalusien. Zwischen den Anhöhen der Sierra Morena im Westen und den Schneehauptern der Sierra Nevada im Osten konnten all den Pferde-, Schaf- und Ziegenherden gute Weiden geboten und eine Aufzucht vorgenommen werden. Und auf diesen fetten, üppigen Weiden, auf denen die leuchtenden Wiesenblumen wochenlang den grünen Wiesengrund wie mit einem herrlichen Teppichmuster bestückten, zwischen den vielen kleinen und größeren Wässern des anwachsenden Guadalquivir und seinen Tümpeln, und den meilenweiten Überschwemmungen der Frühjahrszeit, konnten die kräftigen, jungen, rassigen Stiere ein göttlich freies und beneidenswertes Leben hinter den Umfriedigungen von hohen stacheligen Kaktushecken führen — um in den allerletzten Stunden ihres Lebens einen schweren und blutigen Kampf auszufechten.

Señor Benito, der bereits bei dem populären und alltäglichen Gericht, dem spanischen Reis mit Pfahlmuscheln nach dem unentbehrlichen Zahnstocher gegriffen, geriet immer mehr in Erregung. Er hatte nicht ohne Grund eine an Anbetung grenzende Bewunderung für seine Gattin Rosita, denn ihre Klugheit und Geschäftstüchtigkeit waren erstaunlich. Sie aber nutzte jeden geschäftlichen Vorteil, den sie errungen, durch die Bitte um ein Brillantenkollier, um einen kostbaren Ring, um eine mit Brillanten und großen Saphiren geschmückte Haarspange und dergleichen aus. Nur auf diese Weise war ihr großer Besitz so herrlicher Juwelen zustand gekommen, die sie jetzt zur Pracht der kommenden Feriatage nach Sevilla mitgeschleppt hatte und zur Schau trug.

Ein ganz famoser Trick aber erschien ihr die Aussicht, diesen aufsteigenden, jungen Matador dafür zu interessieren, ausschließlich Benitos Stiere als Gegner auch bei auswärtigen Stierkämpfen zu bevorzugen. Was für einen Ärger würde das bei seiner Konkurrenz hervorrufen! Ja, diese Ducques und Condes und Marqueses (Herzöge, Grafen und Barone), die ebenfalls als Züchter in der andalusischen Ebene saßen —! Diese hochnässigen Tröpfe! Die auf ihn herabsahen! Die auf ihre alten Adelstitel so stolz waren! Denen man doch schließlich immer wieder begegnete, und von denen man immer alles gegenseitig wußte, weil es in der gottesfämmerlichen Langeweile der andalusischen Ebene eben sonst nicht zu viel zu erleben oder zu besprechen gab. Besonders auch ihretwegen war man jetzt zu den Feriatagen im eigenen Biergesspann nach Sevilla hereingekommen, war im ersten Hotel abgestiegen, hatte seine sämtlichen Juwelen mitgenommen, hatte die neuesten Modeerzeugnisse gekauft —!

Señor Benito wurde ganz warm und ungewöhnlich aufgeregter, als er diese Aussicht erfahren und während er im Verein mit Don Manuel und seinen Freunden Sanchez und Torre die Einzelheiten besprach, schaukelte der Zahnstocher (der unentbehrliche Begleiter jedes wahrhaften Spaniers), in der linken Ecke seines Mundes zwischen den Zähnen hervor, und auf und nieder!

Schon bald aber würde Señor Sanchez Don Manuel in seinem eigenen Wagen zum Landbesitz von Señor Benito, der zwischen Sevilla und Cordoba, nahe der Eisenbahnstrecke, lag, hinausfahren und selbst ein Vergnügen daran haben, wie der junge Matador die Tiere prüfen und beschäftigen würde —!

Die kleine Pilar hatte sich mit den anderen Menschenmassen dem Ausgang zueingehoben. Auf ihrem Gesicht lag noch ein Abglanz der Freude über all die Subtilitäten, die ihrem Liebsten eben zuteil geworden waren.

Keinen Augenblick bereute sie es, ihm das Opfer damals gebracht zu haben, seinerwegen nach Barcelona gegangen zu sein und als Kammermädchen gedient zu haben, um über sein Herz zu machen! Denn dadurch waren sie beide immer mehr aneinander geschmiebet worden, sie hatte ihm auf seinen Spaziergängen in den Urlaubsstunden die Heimat ersetzt. Von der Heimat hatten sie beide auch in Barcelona, in der Ferne, immer vor allem gesprochen. (Fortsetzung folgt.)

Turf und Tips.

Von Richard Nieh.

Turf und Tip gesellt sich gern. Aber Turf und Tip reimen sich nicht. Saust du zu ihnen: „Keim dich oder ich freh' dich!“ dann lachen sie und — freissen dich selber.

Es ist also vor dem großen Rennen. Drei- bis fünfkürige Pferde sollen zeigen, wie sie über die Verbundstanz von 2400 Meter galoppieren können. Sechs edle Köpfer neben arabem Schritt auf die Bahn hinaus. Die Jockeys hocken anheimelnd recht unbeteiligt auf ihnen, und manche lauen an einem Strohhalm. Denn sie sind abergläubisch und sie nehmen den Strohhalm mit in den Kampf, um sich schlimmstenfalls die „Hoffnung“ daran aufhängen zu können.

Die Logen füllen sich wieder. Die Vorbereitungen sind, auch seitens der Sportsfreunde, abgeschlossen. Mit dem Totofärtchen oder dem Tictet der Buchmacher in der Westentasche, sind sie erwartungsvoll und ein bisschen nervös.

Wer nervös ist, plaudert gern. Zumal, wer obendrein geistig ist. Und wer siebengescheit ist, der kann den Redefluß erst gar nicht hemmen. Und beim Turf ist gar mancher siebengescheit.

Vier Herren haben in der Vorderloge Platz genommen. Sie betrachten die Pferde, die gerade hinter der Barriere der Bahn vor den Tribünen zur Schau geführt werden. Und also hebt der erste an, Ferdinand Bronski, Pferdefreund vor exzelle: „Dieses Rennen, so Ihr einen Tip wünscht, kann nur ein Pferd gewinnen, die Fuchsstute Saranella. Ihre Mutter Sanna war Spezialistin als Meilenpferd, Herkomer, ihr Vater, der Steher, wie er im Buche steht. Da herkomer ein Sohn jener Fliegerin Hera ist, von der die Rindiaen heut noch reden — sie gewann den Hamburger „Potal“ mit einer dritten Bahn — und da Sannas Erzeuger Leovard über 1200 und 1400 Meter einen Bezwinger nie in seinem tatendreichen Leben gefunden hat, so muß Saranella, das Produkt solcher Vorfahren, über überhaupt gar keine Distanz zu schlagen sein. Auch nicht über 2500.“

„Bronski, alter Mann der grauen Theorie, was heißt überhaupt Abstammung? Was heißt „Klasse“? Form schlägt Klasse. Ihr wünscht zu wissen, wer diese Prüfung hier gewinnen wird? Ich sage es Euch: Bleuler gewinnt mit Heupferd. Beweis: Sechs Pferde laufen: Heupferd, Saranella, Glück, Caesaron, Marietta und Gibson. Von Saranella wurde Dritte in der „Silbernen Waage“...“ unterbrach der Mann, der auf die Stute schwor.

„Nubig, Bronski! Wurde also Dritte gegen... gegen Klump und Cat noir. Caesaron endete in Dresden unter gleichem Gewicht mit Klump in totem Rennen. Also schlägt Caesaron Saranella. In Köln aber war Caesaron „ferner liefen“ in einem Rennen, das Freigeist gewann. Hinter Freigeist aber endeten — Richterpruch: Kopf — Kopf! — Heupferd und Glück. Heupferd gab Glück damals 2 Kiloaram, heute aber kriegt er von dem Alten ein ganzes Pfund. Da Gibson und Marietta hier nur Statisten sind, ist ein-wand-frei, bitte sehr, unwi-der-leg-lich bewiesen, daß nur ein Pferd hier siegen kann: Heupferd!“

„Ein Rennen ist keine mathematische Aufgabe“ sagte nun der junge Krug, Juniorchef der Firma Krugs sel. Tante. Lieber Baron Meier. Sie rechnen und rechnen, aber Sie sehen nicht! Wenn Sie aber mal die Augen aufmachen; Was sehen Sie denn? Wer sieht Ihnen in die Augen? Welches der Pferde ist so-ganz-Pferd wie Caesaron? Diese Fassung! Dieses Exterieur. Drabtig wie sein Vater Herrvor. Kein so maffiges Gebilde, wie es Ihr Heupferd hat... sehen Sie... die breitaufladende Hinterhand von Glück Caesaron aber dagegen! Gans Nerv. Ein Rennpferd von Klasse. Caesaron heißt der Sieger. Und hier können Sie zwei Tictets sehen, das Stück zu fünfzig Mark. Nr. 5. Caesaron!“

„Wie kann ein vernünftiger Mensch nur Nr. 5 wetten!“ sagte nun der vierte Herr. Rosellamp. Schriftsteller seines Zeichens und metaphysischer Psycholog. Nr. 5 ist eine blödsinnig solide, eine laute, hürterliche Zahl. Nie und nimmer trägt ein Aukenseiter die Nummer 5. Wenn Ihr im übrigen meine Meinung über dieses Rennen hören wollt, so wikt, daß hier etwas in der Luft liegt, Saranella? Hm, warum aber reitet sie nicht ihr gewöhnlicher Reiter Busselt? Heupferd? Sein Stall hat bereits zweimal gewonnen und dreimal ist nicht! Caesaron? Trainer Overbed marischert auf den „Großen Berliner“ damit. Für mich heißt das Rennen Gibson, Bunttum!“

„Die Kase?“
„Die Siegel!“
„Gibson? Was meinen Sie dazu, Doktor?“
Dieser, der Tierarzt Guhnagel, der eben in die Loge tritt, nickt und erwidert: „Warum denn nicht? Die Stute ist schnell.“

„Aber Heupferd?“
„Hat auch 'ne erste Chance. Sehr viel Speed.“
„Aber Caesaron?“
„Wird auch vorn sein, ein guter Steher.“
„Ich bitte Sie, Doktor. Saranella ist in der Arbeit in 12.36 über die Strecke gekommen!“
„Wenn sie das wiederholt, wird sie wohl siegen.“
„Na, dem alten Glück werden Sie doch kaum eine Chance geben?“ lachten jetzt alle Vier.
Der Arzt suchte die Achseln: „Glück? Glück muß man haben!“

„In diesem Rennen nicht!“ Sie denken: „Dieser Rosellamp verliert vom Sporte aber auch gar nichts.“

Da aber beginnt das Rennen. Saranella hätte es unbedingt gewonnen. Aber leider ist sie am Start stehen geblieben. — Heupferd ist allzu lange hinten geblieben. Sonst — nur er! — Caesaron wäre nicht zu schlagen gewesen. Leider nahm er dort, wo die Jagdbahn den Nachkurs kreuzt, eine Wendeschlagge mit. — Glück hatte Pech: Er wurde angegritten und verlor die Lust.

Marietta gewann, Marietta.
„Da, sehen Sie, wie Sie gar nichts wissen, Doktor!“ sagte nun einer der Enttäuschten. „Allen Pferden haben Sie Chancen eingeräumt. Nur dieser Stute nicht.“
„Wie? Ich hab sie sogar gewettet. Da: Fünf Mark Sieg!“

„Gewettet? Die? Aber zum Hente, wie sind Sie denn auf die gekommen? Ich denke, Sie vertrieben was vom Rennsport?“

Da nahm der Arzt seinen Hut und sagte, indem er sich ein bisschen verneigte: „Eben drum. Ich hab's an meinen Dolentknöpfen abgezählt...“

Die blaue Grotte.

Von Joseph Basstor.

Mein Freund, der mir die Geschichte erzählte, war kein junger Mann mehr. Es mengten sich bereits silberne Fäden unter sein Haar. Aber sein Gesicht drückte noch jugendliche Frische aus.

Es war eine Freude, sein Gesicht zu betrachten, wie man sich auch gern einen reifen Gesicht anhebt oder einen gelunden, kraftstrotzenden Apfelbaum, wenn seine Äste voll rosafarbiger Blüten sind.

„In der Seele eines jeden Menschen wohnt eine große Lüge“, sprach ich, „die er fest verdirgt, die er sich schämt, zu erzählen. Die man nicht erzählen kann.“

Er blinzelte mich an und lächelte sanft. Er schob das vor ihm stehende Glas fort und schaute mir in die Augen.

„Möglich“, entgegnete er langsam. Es ist möglich, daß jeder Mensch irgend eine große Lüge in sich verdirgt, es muß aber etwas Vorzügliches, Natürliches, Gerechtes darin sein, weshalb man sie verheimlicht. Dann ergibt man sich darin. Sie setzt sich unten am Grunde der Seele fest, wie die Schlacke, die sich langsam auf den Boden des Glases niederläßt. Das Wasser im Glase bleibt nichtsdunkelgrauer rein. Nur die kleinen, unbegründeten, dummen Lügen quälen einen. Das heißt jenen Menschen, der sonst nicht zu lügen pflegt.

„Ich will dir den Fall meiner kleinen Lüge erzählen, die mir so viel Ärger, nein: so viel Qualen bereitet hat.“

„Ich kannte bereits meine Frau, als ich von einer längeren Italienreise nach Hause zurückkehrte. Ich war noch nicht im Reinen, ob sie mich liebte. Wir hatten einander einige Male tiefer in die Augen geblickt, unsere Hände hatten sich manchmal wärmer aneinander geschmiegt. Alles lauter Dinge, die bleiben oder vergehen. Es kommt ein anderer und schwemmt unter Andenken hinweg. Als ich nach der Reise zum erstenmal zu ihrer Familie kam, war dort eine größere Gesellschaft beisammen. In unserer Gegend, besonders in den damaligen Zeiten, reisten die Menschen noch nicht besonders viel, und so gewann ich denn auch dadurch an Interesse. Auch war ich von der Sonne ein wenig gebräunt. Ich stand daher unter jenen hervor, die den ganzen Sommer daheim verbracht hatten. Man frazte mich aus und ich erzählte mit frischer, jugendlicher Begeisterung. Ich erzählte von der Insel Capri, als mich jemand plötzlich fragte: „Haben Sie auch die blaue Grotte gesehen?“

„Ich sah auf Marisa, ich weiß selbst nicht, weshalb. Ihr Gesicht glühte, ihre Augen glänzten vor Interesse, als auch sie die Frage wiederholte: „Ja! Haben Sie die blaue Grotte gesehen?“

„Ich mußte ein wenig errötet sein, mein Herz pochte laut. Ich blinzelte etwas zur Seite und es entschloßte mir leise: „Ja.“ Es war aber eine Lüge. Zwei Tage hatte ich in Capri verbracht, doch das Wetter war sehr kümmisch, so daß man wegen des hohen Wellenganges nicht in die Grotte hineinfahren konnte. Das Herz krampte sich mir zusammen, als ich am dritten Tag die herrliche Insel verlassen mußte, ohne ihre größte Berühmtheit gesehen zu haben.

„Ich hätte doch aber das ganz auf sagen können, das war auch schon anderen passiert. Es war nicht meine Gewohnheit, zu lügen und aufzukneipen, und nun war mir doch diese Lüge entschloßte, die ich im nächsten Moment auch schon bereute. Die Folgen blieben auch nicht aus. Man verlangte, ich möge von der blauen Grotte erzählen. Marisa blinzelte mir warm in die Augen und sie lagte mit leichter Aufregung: „Man sagt, daß in der Grotte alles zu Silber wird. Zu glänzendem, bläulichem Silber. Das von den ins Wasser getauchten Fingern hinabrieselnde Wasser, ebenso wie die ins Wasser geworfene Rose.“

„Und ich erzählte von der blauen Grotte, hatte ich doch genügend darüber gelesen. Wenn ich sie gesehen hätte, vielleicht hätte ich auch nicht getreuer über sie berichten können. Ich ging auf jedes Detail ein, erzählte alte Erinnerungen, die ich an die Grotte knüpfte. Selbst einer zärtlichen, sentimentalen Liebesgeschichte erinnerte ich mich, deren Hintergrund die „Grotta Aurora“ war.“

Dann blieb ich für einen Moment mit Marisa allein, und ich bemerkte, daß sie plötzlich befangen ward. Sie schweig ein wenig, dann erhob sie ihre Augen zu mir empor und sagte gerührt: „Wie wohl hat es getan, von diesen herrlichen

Dingen - erzählen zu hören! Und ihre Augen leuchteten plötzlich aus, als sie vorüber: Und diese blaue Grotte! Glauben Sie ja nicht, daß ich von ihr nichts gewußt habe. O, ich habe viel darüber gelesen, und mein größter Wunsch ist, die blaue Grotte einmal zu sehen.

Sie leuchtete, blühte mir warm, hingebend in die Augen, und flüsterte leise: „Sie haben sie schon gesehen!“

Ich ergriff Maristas Hand und wollte ihr die Lüge gestehen, ich vermochte es aber nicht. Marista blühte mir mit reizender Spannung in das Gesicht, und ich sprach mit zitternder Stimme: „Auch dort... auch dort hatte ich nur einen Gedanken, Marista... daß ich Sie liebe.“ Und ich küßte ihr auch schon die Hand. Noch am selben Abend auch ihren Mund. Wir waren glücklich. Erst dabei dachte ich wieder an die blaue Grotte. Irgend ein unangenehmes Gefühl bedrückte meine Brust. Ich überwand es aber alsbald. Mein Herz war erfüllt mit Liebe und diese überflutete alles andere.

Sobald darauf wurde Marista meine Frau. Wir waren glücklich, aber die blaue Grotte ging mir viel im Kopfe herum. Wenn ich nicht zu Hause war und während der Arbeit an Marista dachte, strahlte mir ihr lächelndes, vom Glück erfüllter Blick entgegen. Darf diese kleine, dumme Lüge zwischen uns bleiben? Was hat es für einen Sinn? Und ich nahm mir vor, es ihr sofort, wie ich nach Hause komme, zu sagen. Wie ich aber ihr Gesicht erblickte, leuchtete vor mir wieder die Erinnerung an jenen Abend auf, an welchem ihre Liebe zum erstenmal aufflammte. Konnte ich diesen Abend vergessen? Mein Mut verlor.

Weihnachten kam. Wie reizend sind die ersten Weihnachtsnächte in der Ehe. Da fühlt man es erst recht, welche eine liebe, herrliche Sache es ist, jemanden zu beschenken, dem wir unsere Seele ohnehin schon hingegeben haben. Auch Marista hatte für mich eine große Überraschung vorbereitet. Unter dem kleinen Weihnachtsbaum stand ein farbiges Bild: Die blaue Grotte von Capri.

„Ich habe es kommen lassen“, sagte sie warm. „Unter deinen Notizen, zwischen deinen Reiserouten fand ich den Namen eines Neapler Bildhauers. Ich wußte, daß du dich darüber freuen wirst. Wir hängen es hierher über deinen Schreibtisch.“ Und sie schlug auch schon mit großem Eifer einen kleinen Nagel in die Wand.

Nun hatte ich schon Tag für Tag die blaue Grotte vor mir. In der Frühe, mittags und abends. Höhnlich schimmerte ihr lächelndes Wasser und ihr eigentümlich schillernder Glanz auf mich herab. Und meine Seele füllte sich mit Traurigkeit.

„Kann ich denn nicht einmal so viel Mut aufbringen? Was ist das?“

Einmal wurde ich aufgefordert, eine Vorlesung zu halten. In unserem Städtchen ist das so der Brauch. Wer was kann, trägt es zur Unterhaltung der anderen vor, ist ohnehin nicht das Programm das wichtigste, sondern der darauffolgende Tanz oder das Souper. Ich nahm die Einladung an und überlegte, welches Thema ich eigentlich wählen soll. Plötzlich leuchtete das Antlitz meiner Frau auf. Sie fiel mir um den Hals und sagte mit strahlender Freude: „Wir werden über die blaue Grotte einen Vortrag halten. Aber die blaue Grotte von Capri!“

Ich wurde bleich. Der Arrangeur des Abends aber rief begeistert: „Das wird ja herrlich sein.“ Und höflich fügte er hinzu: „Wir haben gehört, wie gut Sie, Herr Doktor, Italien kennen, da Sie viel gereist sind. Es wird herrlich sein. Wie schon das Klingt: Die blaue Grotte.“ Geschrieben und vorgetragen von Dr. Thomas Konvo.

Meine Frau tanzte. Als der Mann wieder fort war, zog sie mich zum Bilde, schmiegte den Kopf an meine Wange und sagte betäubt: „Schau, ist sie nicht wirklich märchenhaft?“ Und ihre Augen leuchteten plötzlich auf, während sie voll Eifer zwitscherte: „Eine herrliche Vorlesung läßt sich über dieses Thema halten. Du kannst von der Vergangenheit der Insel Capri erzählen. Der griechische Mythos, die Römer, Kaiser Tiberius. Dann die wissenschaftlichen, geologischen Beziehungen und die vielenlegenden, die sich an die Grotte knüpfen.“

Der Kopf brummte mir, aber ich brachte die Vorlesung zu Papier und ich trug sie auch vor. Ich hatte sämtliche Quellen auf das gewissenhafteste durchstudiert. Und der Erfolg blieb nicht aus. Ich wurde plötzlich zum Helden der blauen Grotte. Einmal suchte mir dann mit elementarer Kraft der Gedanke durch den Kopf, daß es sich ziemte würde, wenn ich die blaue Grotte auch einmal persönlich aufsuchte. Eine kleine Erbschaft, die mir zufiel, kam mir zustatten. Sie genügte gerade für eine schöne Kiste. Und noch etwas arbeitete in meiner Seele. Endlich werde ich wieder ein wahrer Mensch sein. Dort in der blauen Grotte werde ich meiner Frau feierlich gestehen, daß ich gelogen habe. Jetzt werden wir schon beide darüber lachen.

Eine Woche später reisten wir nach Stalien. Nach zwei weiteren Wochen besanden wir uns in Neapel. Als wir nach Capri aufbrachen, tauchte ich viele Blumen. Ich war ein wenig traurig und mutlos, als das erste weiße Schiff laut klampfend gegen die Insel Capri abfuhr. Es war herrliches Wetter. Nicht ein Windhauch rührte sich. Die Bucht lag still und sanft wie ein träumender See vor uns. Das Wasser schillerte, die Sonne brannte darauf, als uns die mustulösen, olivbraunen Ruderer in einem kleinen Kahn zur Öffnung der Grotte führten. Meine Frau legte die Blumen, blutrote und schneeweiße Rosen, in den Schoß und betrachtete das Wasser, das leise musizierende Spiel der Wellen am Fuße der braunen Felsen. Ich war gerührt.

„Seht! Seht!“ flüsterte ich vor mich hin. Ich blühte auf das Gesicht meiner Frau. Sie war ganz leise. Wir hingen an der Reibe zugeschnürt. Und plötzlich besanden wir uns vor dem niederen Eingang der Grotte. Das Wasser schlug in die dunkle Höhle und spritzte wieder zurück. Unter den Felsen versank das Wasser in einen tiefen Schatten, und dunkelgrüne und schwarze Fledern schaukelten auf diesem.

Wir beugten uns im Kahn zurück und blickten hinein in die Grotte. Ein wunderbarer Augenblick, und wir drinnen im Silberregen. Wir schwiegen. Der Kahn blieb mitten im Wasser stehen. Auch die Ruderer schwiegen, als hätten sie unsere Andacht nicht hören wollen.

Ich blühte veritohlen in das Antlitz meiner Frau und ich bemerkte, daß sie auch mich ansieht. In ihren Augen bemerkte ich dieselbe schwärmerische Begeisterung wie damals, als ich von der blauen Grotte erzählte. Sie sagte betäubt: „Wie schön! Wie herrlich!“ Sie neigte sich zu mir. Ihr Atem berührte mein Gesicht, ihr Blick versenkte sich feurig in meine Augen, wie sie voller Dank, voller Seligkeit, von reiner Freude erfüllt, sagte: „So habe ich sie mir vorgestellt, als du von ihr erzähltest. So hast du sie geschildert. So hast du sie beschrieben!“

Und sie küßte mich. In mein Mut war dahin. Ich betrachtete das stille blaue Wasser. Ich entnahm dem Strauß meiner Frau einige Rosen und warf sie ins Wasser. Die Rosen wurden zu Silber. Ich aber war traurig. Denn ich fühlte, daß ich meine Lüge nie gestehen werde. Und meine Frau erzählte nach einigen Jahren unserem kleinen Töchterchen und wieder ein paar Jahre später unserem kleinen Puben: Als Papa in der blauen Grotte war...

(Verechttete Überlebung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

Frauen-Zeitung

Alt werden, aber nicht alt sein. Ist es wirklich so furchtbar, alt zu werden? Gibt es keinen Ersatz für das, was uns das Alter raubt? Auf diese Fragen, die schon von manchen Frauenlippen gestellt wurden, wenn der unarmberzige Spiegel die ersten Falten aufdeckte, gibt eine Dame der englischen Gesellschaft, Lady Norah Bentinck, ihren Schwestern tröstliche Antwort: Ein alter Baum, ein altes Schloss, eine alte Kathedrale erwecken Ehrfurcht und Bewunderung; warum soll der Mensch allein mit zunehmenden Jahren in der Schätzung seiner Mitmenschen sinken? Nur darauf kommt es an, wie wir alt werden. Was liegt daran, ob unsere Wangen Runzeln aufweisen, ob unsere Glieder unfähig werden, an Glanzzeit mit der Jugend zu wetteifern? Nicht was wir scheinen, nur was wir sind, ist von Bedeutung. Es gibt eine Kunst, mit Anmut alt zu werden. Wenn wir viele beherrschen, wenn die Runzeln sich nur auf unsere Wangen, nicht in unsere Herzen einzeichnen, dann ist alles gewonnen. Und einer der sichersten Wege, sich selbst jung zu erhalten, ist der, die Brücken, die uns mit der jüngeren Generation verknüpfen, nicht abzubauen, wie es Selbstsucht, Argwohn und die Lust, die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit herabzusetzen, so leicht tun. Denn nichts entfremdet die Jugend mehr der älteren Generation, als diese kalte Angewohnheit, und das ist der Augenblick, wo wir einsam werden. Wer aber einsam ist, der fühlt sich alt, und wer sich alt fühlt, der ist alt. Coleridge teilte die alten Frauen in drei Klassen ein: „Die liebe alte Seele“, „Das alte Weib“ und „Die alte Hexe“. Die Pflicht jeder Frau ist es, dafür zu sorgen, daß sie nicht einer der beiden letzteren Kategorien zugezählt wird. Zweifellos hat die Umgebung eine starke verjüngende Kraft. Menschen, die von Liebe umgeben sind, behalten immer einen Schimmer der Jugend voll anziehendem Reize. In liebenden Worten liegt ein belebendes Fluidum und die Versicherung, daß man jung aussieht, wird sicher dazu beitragen, in Wahrheit jung zu erscheinen. Die Sehnsucht der Kinder ist, alt zu werden; die Sehnsucht des Alters, noch einmal jung zu sein. Den Kindern scheint das Erwachsensein so weit entfernt zu liegen, den Alten dünkt die Jugend wie ein ferner Traum. Aber wie sich der Rubm und die Größe oft erst am Lebensende einstellen, so kommt auch für Frauen oft erst die eigentliche Blüte in der 40er, ja in den 60er Jahren, in denen sie mehr Reiz entfalten als mit 20 Jahren. Denn Anmut und ein gewisses undefinierbares Etwas, das die Männer anzieht, ist nicht der Vernichtung des Alters unterworfen. Ihnen eignet die Gabe der Unvergänglichkeit, die der Schönheit nicht zukommt. Auch in der Freundschaft und Liebe finden wir viele Entschädigungen für das, was uns das Alter nimmt. Nach haben wir unsere Freunde, die mit uns zugleich über die Schwelle des Alters hinübergetreten; aber der Kreis unserer Interessen hat sich gegenüber demjenigen der Jugend erweitert und vertieft und die Jahre haben uns manch trostvolle und beständige Weisheit erwerben lassen. Freilich, wer sich an seine alten Freunde, die mit uns zugleich über die Schwelle des Alters hinübergetreten; aber der Kreis unserer Interessen hat sich gegenüber demjenigen der Jugend erweitert und vertieft und die Jahre haben uns manch trostvolle und beständige Weisheit erwerben lassen. Freilich, wer sich an seine alten Freunde, die mit uns zugleich über die Schwelle des Alters hinübergetreten; aber der Kreis unserer Interessen hat sich gegenüber demjenigen der Jugend erweitert und vertieft und die Jahre haben uns manch trostvolle und beständige Weisheit erwerben lassen. Freilich, wer sich an seine alten Freunde, die mit uns zugleich über die Schwelle des Alters hinübergetreten; aber der Kreis unserer Interessen hat sich gegenüber demjenigen der Jugend erweitert und vertieft und die Jahre haben uns manch trostvolle und beständige Weisheit erwerben lassen.